



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Barry, Richard: Was der japanischen Menschheit zugrunde liegt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reichsbehörden besteht, so kann dies kein Grund dagegen sein, die Existenz eines solchen Netzes im übrigen Reiche zu benutzen.

Einheitlicher Unterbau für die Arbeiterversicherung, Vereinfachung des Geschäftsverkehrs mit denkbar geringen Kosten und ohne Schaffung einer neuen Bureaucratie, das sind die Vorteile unseres Vorschlages. Wenn durch die Übernahme des gesamten Arbeiterversicherungswesens durch das Reich, das bisher in der Hauptsache nur zahlender Faktor ist, in eigene Verwaltung eine Stärkung des Reichsgedankens erzielt wird, so tritt zu dem wirtschaftlichen Gewinn der politische hinzu. Und das wäre in unserer manchmal recht reichsverdrossenen Zeit sehr zu begrüßen.



Was der japanischen Menschheit zugrunde liegt

Von Richard Barry



iplomatie ist die Sache des grauen Kopfes, der die Angelegenheiten der Nationen hemmt und sie in Bewegung setzt. Betrachten wir das japanische Problem. Da gibt es ungelöste Fragen über Finanz, Strategie, Hilfsquellen und Unternehmungen; laßt uns nach dem Orient gehen und uns mit dem Volke mischen.

Als der Portsmouth-Vertrag unterzeichnet war, befand sich eine Million Japaner in der Mandschurei und in Korea. Der vierte Teil davon waren neue Männer, die nach der Schlacht von Mukden hereingeströmt kamen, meistens Jünglinge zwischen sechzehn und neunzehn und Männer zwischen einundvierzig und fünfundvierzig Jahren. Sie waren, angespornt von den Geschichten des kürzlichen Ruhmes, mit Ungestim zu einem Feldzug in Chosan gekommen. Infolge der Jugend hatten sie im ersten Jahre noch nicht den Pfad der Größe beschreiten können, sondern mußten in ohnmächtiger Stille den Erzählungen von der Tapferkeit ihrer Verwandten und Nachbarn lauschen. Endlich aber kam ihre Zeit, und sie marschierten fröhlich vorwärts, um sich den mutigen Reihen anzuschließen.

Die dreiviertel Million, zu der diese Rekruten sich gesellten, waren erprobte Veteranen, die es ohne weiteres mit irgendeiner Truppe der Welt hätten aufnehmen können. Kurokis Mannen waren in achtzehn Monaten triumphierend von Chemulpo durch Korea zum Yalu, und vom Yalu durch die Mandschurei bis in Sicht des Sungari marschiert. Mit klopfendem Herzen und unterdrücktem Frohlocken riefen sie sich fünf große Schlachten und zweiundzwanzig kleinere Gefechte — jedes ein Sieg, bitter erkaufte und verzweifelt gehalten —

ins Gedächtnis zurück. Nogis Heer hatte in fünfzehn Monaten einen Rekord geschlagen, durch den es über die Jahrhunderte hinauswuchs, und der es berechnete, Cäsars zehnte Legion den Gruß der Kameradschaft zu entbieten. Sieben Monate hatten sie Port Arthur bei der Kehle gehalten, Tag und Nacht unter Feuer. Sie hatten sechs große Angriffe überlebt, jeder an sich eine gewaltige Schlacht. Aber sie hatten ihren unschätzbaren Preis auch erreicht, als sie in forcierten Märschen, in der Totenstille des Winters, dreihundert Meilen durch gefrorene Ebenen wandernd, nun fünfundzwanzig Tage hindurch in der Schlacht bei Mukden kämpften, — nämlich den Sieg. Diese Soldaten konnten auf das rühmliche Panschan zurücksehen, den ebenbürtigen Bruder des Balaklava und Missionary Ridge, und dann auf das Schlimmste der Arbeit im Zentrum der Melodamas von Taoyang, dem Cha und Mukden. Die Heere von Rodzu und Kamamura trugen Wunden, ebenso würdig, wenn auch nicht so berühmt.

Diese Million also — die Rekruten und die Veteranen — hatte dann vier Monate der Erholung in einem balsamischen Klima. Sie warteten im lächelnden Schein des Manchu-Sommers auf die letzte Anstrengung und auf noch größere Vorbereitungen zu einem erfolgreichen Kampfe. Die Heeresfront erstreckte sich von Ende zu Ende auf hundertachtzig Meilen. Von Kamamuras Yalu-Männern, die in den Bergen des Ostens verborgen lagen, bis zu Nogis Kavallerie, die um die Ecke der Gobiwüste patrouillierte, lagen in tüchtiger Anordnung sechshundertfünfzigtausend fechtende Männer, im täglichen Drill geübte Athleten, die gespannt auf das Kommando warteten, um die größte Anstrengung ihres Lebens zu machen. Hinter ihnen, dreihundert Meilen von Dalny, dem Hauptgeschütz, waren dreihundertfünfzigtausend Nichtkämpfer und öltten die Räder des Fortschritts.

Plötzlich, fast ohne vorhergehende Nachricht, kam Frieden. Erst in der Woche vor der Unterzeichnung des Vertrages wußte der größere Teil der Armee, daß Unterhandlungen gepflogen wurden. Sie glaubten, der lange Aufenthalt erfolge aus einem strategischen Grunde, daß die Rekrutenanzahl vergrößert werden und daß man die Regenzeit abwarten müsse. Sie wurden ohne Erklärung zurückgehalten, lehrten heim, und erst als sie Japan erreichten, erfuhren sie, daß der Boden, den sie um so schrecklichen Preis erworben hatten, nicht ihr eigener werden sollte.

Diese Million Menschen, die fest auf beständigen Sieg vertrauten — der noch nicht entschieden war —, brauchten Krieg. Wenn sie die ganze Lage betrachteten, fanden sie, daß sie einen glänzenden und kühnen Kampf durchfochten hatten, wie die moderne Geschichte nicht seinesgleichen kennt, und daß sie sich zur Belohnung eine halbe felsige Insel gesichert, die sie nicht brauchten. Port Arthur, das sie zweimal mit übermenschlicher Anstrengung genommen, blieb immer noch außerhalb ihres Besitzes. Von ihrer Arbeit abgerufen, wurden sie unbefriedigt auf den Pfad des Friedens geschickt.

Zur Zeit, als der Vertrag gezeichnet wurde, war der Schreiber dieses unter einer kleinen Gruppe von Fremden in General Nogis Hauptquartier an der mongolischen Grenze. Diese Gruppe bestand aus einem britischen Generalleutnant, einem türkischen Generalmajor, einem englischen Obersten, zwei englischen Majors, einem französischen Oberst, einem amerikanischen Major und drei Kriegskorrespondenten. Die Diskussionen zwischen diesen zehn waren von außerordentlichem Interesse. Jeder mögliche Gegenstand, der zum Kriege gehört, wurde von ihnen durch und durch beleuchtet, und mit allen bis auf eine Sache waren alle zufrieden. Jedoch was den Friedensvertrag anbelangt, so war auch nicht ein einziger von ihnen anderer Ansicht, als daß er im besten Falle nichts mehr als ein Waffenstillstand sein könnte.

Bei dem allmählichen Fortschritt des Menschengeschlechtes tut man gut, sowohl im Druck als in Privatunterhaltungen bei den Tendenzen zu verweilen, die auf den Weltfrieden hinarbeiten; aber ist es klug, jene darunter liegende Menschheit zu übersehen, die unaufhaltsam dem Kriege zusteuert?

Zu jener Zeit ignorierten wir sie nicht. Beruhigt durch die freundvolle Proklamierung des Friedens und persönlich froh, die Eintönigkeit des Feldzuges mit dem Entzücken zu reisen vertauschen zu können, ritten wir alle in Ruhe und froh vom Heere fort.

Aber wir konnten nicht vergessen, daß die Japaner ebenso wie die Bantamen eine besonders kämpfende Rasse sind. Auch konnten wir nicht vergessen, daß sie im letzten Jahrhundert jedes Jahrzehnt einen erschöpfenden Krieg gewagt hatten, der für den Augenblick jede materielle Hilfsquelle und alle moralischen Fäden in Anspruch genommen hatte, und ferner, daß im Verlauf von zwölf Jahren sie zum größten Erstaunen des Menschengeschlechtes zwei der größten und mächtigsten Nationen der Erde geschlagen hatten, und daß sie als Lohn für sich keinen spezifisch territorialen Vorteil sich gesichert, sondern nur teils Freude und teils Schrecken in der Welt hervorgerufen hatten.

Diejenigen, die Geschichte schreiben, sind gewöhnt, Kriege der Eifersucht von Herrschern, der Nebenbuhlerschaft der Staaten und nationaler Liebe zur Vergrößerung zuzuschreiben. Sie vergessen gewöhnlich die tiefere Ursache zu suchen — jene ursprüngliche Liebe zum Kampf, die alle männlich starken Nationen beseelt, welche sogar das für friedliebend gehaltene Amerika zum begeisterten Verehrer des Fußballspiels und Preissechtens macht. Von diesen Nationen ist keine der jetzt regierenden männlicher als Japan. Autoritäten können aus der Sprache, Geschichte und Archäologie beweisen, daß die Nipponesen nicht eine rein mongolische Rasse sind, sondern eine zusammengesetzte, in der das arische Element stark vertreten ist. Weder geistig noch körperlich sind die Japaner nur Mongolen. Man kann einen Chinesen nach Herzenslust züchtigen, und er wird nicht zurückschlagen, ausgenommen mit einem Messer im Dunkeln; man kann einen Philippinen mißbrauchen und ihn mit Zunge und Stiefel kurz und klein schlagen, und er wird in Demut ersterben; der Ostindier ist ein zer-

brechliches Wesen, das sich vor jedem möglichen Abenteuerer verbeugt: aber erhebe man nur einen Finger gegen einen Japaner, und wenn er nicht auf der Stelle Harakiri macht, wird es ein Gefecht geben, das so lange dauern wird, bis einer von beiden ungeheuerlich durchgebläut ist.

Da wir all dies fühlten, so nahmen wir mit scharfer Aufmerksamkeit, als wir die Mandschurei nach glücklichem achtzehnmönatigen Dienst in der Armee verließen, Zeichen einer veränderten Haltung unter den Truppen wahr.

Wir kamen nun zu der Etappestation Tieling und speisten am darauffolgenden Tage zusammen mit Generalleutnant Oshima, dem berühmtesten der Divisionskommandeure, einem fechtenden Samurai, entzündet an den schönsten Traditionen alter Tage, einem, der wundervoll den Weg von Bogen und Pfeil zu elf Zoll Haubizen überbrückt hatte. Aus einer langen und intimen Unterhaltung, die ich mit dem alten Manne dort am Ende des Krieges hatte, ist mir noch folgendes erinnerlich: „Wir kämpfen nicht um Eroberung. Als ich ein Knabe war, lernte ich verteidigen. Den ersten Tag meiner Lektionen brachte der Lehrer nicht mit dem Schwert zu, sondern er schärfte mir ein, daß ich gelehrt würde, die Waffen zu gebrauchen, nicht um zu töten, sondern um meine Ehre zu verteidigen.“

Kurz nachher fanden wir Kodama, den Obersten des Stabes, welcher in Tokio starb, nachdem er dem Namen nach das geworden, was er während des ganzen Krieges in Wirklichkeit gewesen war, der oberste Befehlshaber. Es war in Mukden, und der flinke, kleine General lebte in der einzigen sauberen Baracke dieser faulen alten Stadt. Zum ersten und zum letzten Male während unserer Bekanntschaft war Kodama ohne diese Straffheit, die ihn sonst auszeichnete. Zum ersten Male seit vielen Jahren, sagte er uns, wäre er erschlaft. Der Krieg war vorüber. Es gab keine Unruhe mehr; wenigstens für den Augenblick. Was er sagte, kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Es war der Ausdruck des Glaubens an die Zukunft, des Wunsches der Japaner, Frieden zu haben. Jedoch von besonderer Bedeutung war, was er verschwie, was gleichsam hinter seinen Worten lauerte. Er hatte nicht gesagt, daß er mit den Bedingungen des Friedens zufrieden war. Aber am nächsten Tage, als wir nach Newchwang kamen, wo wir endlich die japanische Linie verlassen und in dem Privatzuge abfahren sollten, welchen Kodama zu unserer Verfügung gestellt hatte, passierten wir acht Züge, beladen mit Soldaten und deren Zubehör, die in die Front geeilt waren. Der Frieden war vor einer Woche erklärt worden, aber die Kriegsmaschine war so kräftig im Gange, daß sie jetzt noch nicht gehalten hatte. Und hier, an der Weichenstation, während einer jener rekrutenbeladenen Züge vorwärts kam und wir uns die frischen Burschen aus den Reissfeldern anschauten, welche dachten, daß es weiter, in eine noch größere Schlacht als Mukden ginge, gewahrten wir die erste unverkennbare Uneinigkeit. Die Nachrichten waren schon die Linie heruntergekommen — die Meldungen, daß der Krieg vorüber sei, und daß Japan keine Entschädigung bekommen habe.

Zum ersten Male nach unserer Erfahrung mit dem Heere hörten wir Meuterei. Die Modellsoldaten, die gedulbigen, lächelnden, das Kanonensfutter, geradese wie diese, die in den Tod und noch Schlimmeres als den Tod mit pflichtbewußter Kaltblütigkeit gegangen, hatten sich in einer Vertiefung bei der Bahn zusammengedrängt, einige fünfzig von ihnen waren da, gestikulierend, stoßend, sich zusammenscharend, laut schreiend. Es war beinahe ein Pöbel-aufstand, etwas, was wir in unserem japanischen Dienst zum ersten Male sahen.

„Was ist los?“ fragten wir.

„Sie wollen nicht ohne Gefecht heimkehren,“ erwiderte unser Dolmetscher.

Aber dies war kein isoliertes Beispiel. So sehr sie es versuchten, konnten die japanischen Autoritäten doch nicht verbergen, daß ein großes Gefühl der Unzufriedenheit die japanische Armee ergriffen hatte.

Dem Kaiser äußerst treu und dem geringsten Pronunziamento des geliebten Oyama-San gehorchend, wurde aller Gewalt Einhalt getan — in der Armee. Aber in Tokio und Kobe konnte sie nicht gehemmt werden, und diejenigen, die die täglichen Nachrichten aus jener Periode verfolgten, werden sich der sporadischen Aufstände erinnern, die sechs Wochen lang, nach der Erklärung des Friedens, wie das fortgesetzte Knallen aus einer Feuerrakete losbrachen. Man wird sich auch der langen Debatten erinnern, die bezüglich der Ratsamkeit, dem Baron Komura zu gestatten, direkt heimzukehren, gepflogen wurden. Man fürchtete, sein Leben würde gefährdet sein, nachdem man unter solchen Bedingungen Frieden geschlossen. Eine Art Chauvinismus, oder wie man es nennen will, diese Bewegung des japanischen Geistes kann nicht ignoriert werden. Sporadische Aufstände sind nur der Schaum auf dem Ramm der Welle. Das Höhnen der gelben Presse ist nur das Pfeifen der Gisch auf der Oberfläche der See des Gefühls, das tief, aber unterhalb wütet. Obwohl jetzt jedes japanische Dorf seine Zeitung, jedes Kind im Reiche seine Volksschuleraziehung hat, besteht durch diese, und trotz dieser, jenes alte Sehnen nach Kampf, das nur Blut befriedigen kann. Gerade jene Zeitungen und jene Schulen, die sich dem Frieden verpflichtet haben, lösen die wirksamste Schranke internationaler Schwierigkeit — die unbedenkliche Hingabe an den Kaiser. Solange der altersalte Glaube existiert, daß Mutsuhito von göttlicher Abstammung ist und kein Unrecht tun kann, könnte er mit seinen Beratern selbst einen sehr populären Krieg auf unbegrenzte Zeit zurückschieben. Aber bei dem gegenwärtigen Stand der Erleuchtung des Volkes und der daraus sich ergebenden demokratischen Unabhängigkeit könnte kein Minister in Tokio sein Ministerium einen Monat lang halten, wenn er es wagen würde, einen Vertrag zu unterzeichnen, der die Japaner als eine minderwertige Rasse unterscheidet. Sie werden unbedingt die gleichen Rechte wie die stolzeste der Nationen beanspruchen.

Von all den verschiedenen Definitionen, die ich über die Möglichkeit eines Krieges zwischen Japan und einer der weißen Nationen gehört habe, war die klarste die eines japanischen Staatsmannes, einem früheren Mitglied des Kabinetts

und einem Manne von bekannter diplomatischer Zurückhaltung. Er sprach zu einem Amerikaner, als er sagte: „Japan hat eine Geschichte, die ebenso alt und angefüllt mit vielen glorreichen Taten ist wie die Ihre, und es muß jene völlige Gleichheit in bezug auf Gebräuche wie in bezug auf das internationale Gesetz verlangen, zu dem es seine Geschichte berechtigt. Solange es in dieselbe Klasse gesetzt und behandelt wird mit jener Verachtung, die die Weißen den Chinesen, Indianern, Negern, Philippinen oder Cubaren zeigen, solange ist ihm der Fehdehandschuh zu einem ununterdrückbaren Kampf hingeworfen.“

Inzwischen sollte man nicht vergessen, daß im Jahre 1907 eine Million Soldaten nach Japan gegangen sind, die zwei Jahre früher in der Mandschurei warteten und begierig waren, den bedeutungsvollsten Kampf der Geschichte wieder zu beginnen. Und wir mögen uns selbst fragen: Welche Wirkung wird jenes Überbleibsel von kriegerischem Sehnen bei einer Nation von vierzig Millionen Menschen haben, wenn ein Zehntel der männlichen Bevölkerung von dem Verlangen nach Kampf beherrscht ist?

(Übersetzt von Helene Hamerling-Halensee)



Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Keyher

(Fortsetzung.)

Es ist an einem kleinen, abgelegenen Orte, wo das Leben tagaus, tagein in unabänderlichem Gerinne hinschießt, mitten in der Nacht nicht leicht, jemand aus seiner Ruhe zu klopfen, und die Herren von der Polizei schlafen nicht leichter als andere Sterbliche, vielleicht noch etwas schwerer. Mit gutem Winde und Anwendung von etwas Rücksichtslosigkeit geht es endlich doch, namentlich wenn man sich, von der Notwendigkeit überzeugt, aus einigen abweisenden Redensarten und groben Ausdrücken nichts macht. So gelang es denn auch Oskolitsch, erst Wolski und dann den Bezirksaufseher aus den Federn und auf die Beine zu bringen. Als Wolski sich ermuntert hatte und begriff, daß Schejins überfallen und bestohlen waren, geriet er in fieberhafte Hast, und als Oskolitsch ihm mitteilte, daß er auch den Bezirksaufseher holen wolle, fragte er anfangs unzufrieden, wozu das nötig sei, überlegte sich aber die Sache und drang selbst darauf, es so schnell wie möglich zu tun. Er lief zu Fuß und stellte den Wagen dem Vorgesetzten zur Verfügung.

Er stürzte atemlos zu Schejins ins Haus, wo alles erleuchtet und zum Empfang vorbereitet war. Die Bewohner waren allein. Frau Oskolitsch hatte sich mit dem Hunde in die eigene Wohnung begeben.

„Andrej Gomitich! Olga Andrejewna!“ rief er. „Was muß ich hören! Sie, Olga Andrejewna, erschreckt, bestohlen! Ich hoffe, der Verlust ist nicht groß. Aber